Wettrennen und Liebe.

Historische Skizze von Felix Lilla.

1.

Nach der Thronbesteigung der Königin Elisabeth im Jahre 1558 kam für England eine bessere und fröhlichere Zeit. Die Königin beschützte und förderte eifrig Kunst und Wissenschaft und fand selbst viel Wohlgefallen an Lustbarkeiten aller Art, und so kamen auch die Wettrennen, die unter der tyrannischen Regierung Heinrichs des Achten und der seiner Nachfolgerin der grausamen Maria, ziemlich in Vergessenheit gerathen war, jetzt wieder in Aufnahme.

Die Rennen wurden damals in der Nähe von London bei St. Theobalds abgehalten, wo Lord Burleigh, der ausgezeichnete Staatsmann und Minister der Königin, ein Schloß mit prächtigen Gartenanlagen besaß. Dort befand sich ein großes ebenes, zum Rennplatz vortrefflich geeignetes Feld. Eigentliche zunftmäßige Jockeys kannte man noch nicht, die Kavaliere des Hofes, die Edelleute und andere Theilnehmer am Rennsport ritten ihre Pferde selbst; das war Ehrensache.

Als bester Reiter galt der junge Lord Archibald Godolphin; freilich wurde auch behauptet, daß sein herrlicher Rappe das beste Rennpferd Englands sei. Alle Sachkundigen waren solcher Meinung, doch nicht seine Braut, die reizende Eveline Churchill, ein Hoffräulein der Königin.

Sie erklärte ihrem Bräutigam eines Tages: „Mein Schimmel ist viel besser, als dein Rappe, und ich kann besser und schneller reiten als du.

Die jungen Edeldamen waren damals in der That gewandte und kühne Reiterinnen. Und das hatte seinen guten Grund. Damals war nämlich das Fahren in Kutschen noch wenig gebräuchlich, denn die damaligen Wagen waren schwerfällige Marterkästen, ohne elastische Federn oder sonstige Vorrichtungen zum Abschwächen der heftigen Stöße auf den schlechten holperigen Wegen. Solcher Tortur zogen die Damen, vorzüglich die jungen, es entschieden vor, ihre Reisen und ihre kürzeren oder längeren Ausflüge zu Pferde zu unternehmen. Es war wirklich ein schöner Anblick, die anmuthigen Amazonen auf den Landstraßen umhergaloppieren zu sehen.

So wie Lord Archibald Godolphin als bester Reiter, konnte Lady Eveline Churchill als beste Reiterin gelten. Die Behauptung der jungen ohnehin etwas excentrisch veranlagten Dame erschien also gar nicht allzu anmaßend.

Ihr Verlobter freilich lachte darüber; er versuchte ihr den thörichten Gedanken auszureden, doch sie beharrte immer eigensinniger bei ihrer Meinung und sagte endlich schmollend: „Du glaubst mir nicht? Wohl, so soll es vor aller Welt öffentlich entschieden werden bei dem nächsten Rennen zu St. Theobalds. Die Königin will selbst dabei zugegen sein; das weiß ich. Ich will mit dir um die Wette reiten, und zwar als Kavalier gekleidet, auf meinem Schimmel."

„Wahrhaftig ein reizender Einfall!" rief Archibald lachend.

„Um was sollen wir wetten?"

„Um was du willst."

„Also um ein Paar Handschuhe."

„Es sei. Und einen Kuß obendrein."

„Auch gut!"

So war's denn abgemacht. Bald wurde es bei Hofe und auch in weiteren vornehmen Kreisen bekannt; überall sprach man davon. Auch die Königin Elisabeth interessirte sich sehr dafür. Aus ihrer Silberkammer ließ sie einen schönen, reichverzierten goldenen Becher holen, den sie zum Ehrenpreis bestimmte für die Siegerin

* * *

oder für den Sieger.

Am Tage des Rennens waren die Schranken des großen Rennplatzes bei St. Theobalds von mehr Neugierigen umlagert, als jemals zuvor. Auf einer prächtig geschmückten, mit purpurnem Baldachin überdeckten Tribüne weilte die Königin mit ihren Hofdamen; auf anderen Tribünen befanden sich die Vornehmen des Landes. Außerdem rings herum ein Gedränge von Leuten aller Art.

Archibald Godolphin erschien auf seinem Rappen, Eveline Churchill, als Cavalier gekleidet, auf ihrem Schimmel. Das Signal wurde gegeben, und die Beiden sprengten im schnellsten Galopp neben einander dahin, die Bahn entlang, sie allerdings anscheinend ebenso gewandt und sicher im Sattel wie er. Fünfmal sollte die Bahn umlaufen werden.

Während der ersten vier Runden hielten sie sich dicht zusammen, weder er noch sie kam voraus. Gegen das Ende der fünften und letzten Runde aber blieb er sichtlich etwas zurück, so daß sie zuletzt mit einer kräftigen Anstrengung ihres Schimmels als Erste durch's Ziel kam.

Jubelndes Beifallsgeschrei erscholl ringsum und auf den Tribünen. Die schöne Siegerin, strahlend vor Glück und im Gefühle ihres Triumphes, empfing von der Königin den Sieges- und Ehrenpreis. Ihre erhabene und gelehrte Majestät meinte dann noch huldvoll lächelnd, und mythologisch-klassisch angehaucht, wie sie solche Ausdrucksweise liebte und häufig anzuwenden pflegte: „Wie einst vor zweitausend Jahren im alten Griechenland bei dem Feste der Diana die delische Jungfrau den delischen Jüngling im Wettlauf besiegt hat, so hat hier diesmal eine englische Amazone den englischen Ritter im Wettrennen überwunden. Das ist ein stolzes und ewig denkwürdiges Ereigniß für die gesammte englische Weiblichkeit."

Darauf erhielt Eveline von ihrem Verlobten den von ihr gewonnenen Wettpreis, ein Paar zierliche Handschuhe, und nachher, als sie traulich und ungestört unter vier Augen beisammen waren, auch den vereinbarten Kuß.

„Nun, siehst du wohl, ich hatte doch recht!" rief sie frohlockend.

„Ja, das muß ich zugeben," sagte er lächelnd.

„Ich kann also besser reiten als du."

„Du hast es glorreich bewiesen."

„Und mein Schimmel ist besser als dein Rappe."

„Auch das bestreite ich nicht mehr."

2.

Einige Tage darauf befand sich Godolphin in Gesellschaft mehrerer vertrauter Freunde in einem Weinhause, und Alle waren sehr heiter gestimmt. Man neckte ihn ein wenig: „Wie konntest du, der beste Reiter England's, besiegt werden von einer jungen Dame? Das ist ja zum Lachen! Unmöglich ist's mit rechten Dingen zugegangen. Gestehe, Archibald, du hast dich absichtlich von deiner Holden überholen lassen!"

„Nun ja, selbstverständlich!" rief der junge Edelmann. „Das zu errathen, dazu gehört wirklich nicht viel Witz. Ich wollte meiner geliebten Eveline die Freude des Sieges gönnen."

„Bravo, edler Liebesritter! Ganz cavaliermäßig ist das. Man muß dich loben und preisen als neuen Amadis, als Perle der Ritterschaft!"

Bald nachher ging die Gesellschaft auseinander. Lord Godolphin empfand ein gewisses Mißbehagen; er bereute halb und halb, daß er seinen guten Freunden solch vertrauliches Geständniß gemacht hatte.

Und dazu hatte er auch alle Ursache, denn als er etliche Tage nachher wieder einmal seine Braut besuchte, empfing sie ihn sehr kühl und zurückhaltend mit den Worten: „Weißt du, was jetzt überall, bei Hofe und in der Stadt, über dich und mich geflüstert und geschwatzt wird?"

„Was meinst du, Eveline?" fragte er, von einer schlimmen Ahnung ergriffen. „Was wird geschwatzt über uns? Das bin ich doch einigermaßen neugierig."

„Lady Grey hat es mir mitgetheilt; sie ist ja meine allerbeste Freundin. Sie hat es erfahren von der Gräfin Lansdowne, die es hörte von Lady Perkins, welche es vernahm von Lady Nottingham, der es zugetragen wurde von der Gräfin Pembroke, der wieder Lady Mallingford es anvertraute."

„Wahrhaftig, eine allerliebste Guirlande von spitznamigen Damenzungen!"

„O, es ist abscheulich!" rief Eveline, von ihrem Sessel aufspringend. „Lady Mallingford erfuhr es von ihrem Bruder, der ja dein guter Freund ist."

„Das ist er," sagte Archibald. Und leise murmelte er: „Hol ihn der Teufel! Ich durchschaue den Zusammenhang. Mallingford muß die Sache ausgeschatzt haben. Er war ja mit in jener Gesellschaft."

Mit einer tragischen Gebärde fuhr Eveline fort: „Der hohe Ruhm, den ich mir auf der Rennbahn bei St. Theobalds errang, wird angezweifelt, wird mir bestritten. Es wird behauptet, du hättest dich absichtlich von mir überholen lassen. Du sollst es gesagt haben in Lord Mallingford's und anderer Cavaliere Beisein."

„Achte doch nicht auf solches Geschwätz, meine Liebe!"

„O doch! Es muß sogar gründlich untersucht werden!"

„Warum?"

„Weil ich an die Rechtmäßigkeit meines erworbenen Ruhmes glaube und diesen Ruhm nicht einbüßen will. Jetzt bekenne auf den Edelmannswort die Wahrheit: Hast du wirklich vor etlichen Tagen derlei verlauten lassen?"

„Wenn du mich so fragst, muß ich freilich die Wahrheit bekennen," antwortete Archibald mit etwas umwölkter Stirne, denn ihm wurde schwül zu Muthe. „Ja, geliebte Eveline, ich habe das allerdings gesagt."

„Aus Galanterie, aus Liebe hättest du so gehandelt?"

„Ganz richtig! Und es wurde als höchst edel und ritterlich gelobt und gepriesen."

„Das würde es auch sein, wenn es wahr wäre, denn solchenfalls würde es in der That ein Beweis deiner Liebe sein, über den ich hoch erfreut und entzückt sein müßte."

„Dann ist ja Alles gut!" rief aufathmend der junge Lord.

„Nein!" widersprach sie mit energischem Kopfschütteln. „Es ist nicht gut. Denn wenn es falsch wäre, was du gesagt, dann wäre es die allergrößte Schlechtigkeit von dir, mir meinen wohlverdienten Ruhm zu vernichten."

„Ich wiederhole, es ist wahr."

„Das mußt du erst noch beweisen."

„Wie denn?"

„In vier Wochen findet abermals ein großes Rennen bei St. Theobalds statt, dann wollen wir Beide wieder um die Wette reiten. Und kannst du mich wirklich besiegen, so bist du mein einzig Geliebter —"

„So höre ich dich gerne sprechen."

„Kannst du es aber nicht dann bist du ein Lügner, und ich muß dich verachten."

„O, o!" rief er mit einer Gebärde komischer Verzweiflung.

„Weichst du zurück?" fragte sie.

„Nein! Gerne bin ich bereit zu dem Wettstreit, den du verlangst. Und nun laß uns wieder gut sein miteinander, in Heiterkeit und Frieden, bis zum Tage der Entscheidung!"

* * *

Als der junge Edelmann wieder mit seinen Freunden zusammentraf, machte er dem schwatzhaften Lord Mallingford heftige Vorwürfe. Beinahe wäre es zu einer Herausforderung gekommen. Doch glücklicherweise traten noch rechtzeitig die anderen Herren vermittelnd ein und besänftigten die erregten Gemüther, so daß die beiden jungen Lords sich versöhnten.

Bald wurde es überall bekannt, daß beim nächsten Rennen die kühne Reiterin Lady Eveline Churchill mit ihrem Bräutigam wieder um die Palme des Sieges streiten wolle, und auch der Grund, weshalb dies geschehen würde, wodurch begreiflicherweise das Interesse des vornehmen Publikums, besonders der Damen, noch bedeutend gesteigert wurde.

Ein schöner, sonniger Augusttag war's, an welchem das neue Rennen zu St. Theobalds stattfand. Das Signal wurde gegeben, und sie ritten ab.

Während der ersten drei Runden hielten sie sich abermals dicht aneinander; dann aber, bei der vierten, blieb Archibald etwas zurück. Schon glaubte man allgemein, daß die junge Lady wieder als Siegerin aus dem Wettstreit hervorgehen würde, und man jubelte ihr bereits im Voraus lärmenden Beifall zu. Wie sprengte sie aber auch muthig dahin mit fliegenden Locken, gerötheten Wangen und blitzenden Augen!

Nun war nur noch die fünfte und letzte Runde zu durchlaufen.

Da vernahm sie plötzlich hinter sich den rasenden Galopp des Rappen. An ihr vorbei sauste wie ein Pfeil Archibald, und mit reichlich fünfzehn Pferdelängen Vorsprung gelangte er als Erster durch's Ziel.

Beide saßen von den schäumenden Pferden ab. Erschöpft sank sie in seine Arme.

„Entthront bin ich, du hast mich besiegt," flüsterte sie. „Ja, du hattest also doch recht: du kannst besser reiten als ich, und dein Rappe ist besser und schneller als mein Schimmel. Mein einzig geliebter Archibald, es ist also keine Falschheit in dir — das ist mein Trost! So nimm mich denn nun hin mit meinem Schimmel, mit dem goldenen Ehrenbecher der Königin, und mit allem, was ich sonst noch besitze."

Der beste Reiter Englands vermählte sich bald darauf mit der schönsten Reiterin. Von der ihnen huldvoll gesinnten Königin erhielten sie ein kostbares Hochzeitsgeschenk. Fortan betheiligte sich Eveline nicht mehr an den öffentlichen Rennen, desto mehr aber Archibald, der noch manchen Siegespreis mit seinem schnellen Rappen gewann.

Außer zu St. Theobalds wurden bald nachher auch noch Rennen veranstaltet bei Garterley in Yorkshire und bei Croydon in Surrey.

Der von uns erwähnte Vorfall gab die Veranlassung, daß fortan die Königin Elisabeth alljährlich für das große Hauptrennen zu St. Theobalds einen goldenen Becher als Ehrenpreis stiftete. Dasselbe thaten später auch ihre Nachfolger Jakob der Erste und Karl der Erste, letzterer jedoch nur während der ersten Zeit seiner unglücklichen Regierung. Als die Unruhen ausbrachen, welche ihm schließlich Thron und Leben kosteten, kamen die Rennen wieder in Abnahme, und zur Zeit des Puritanerthums, unter Oliver Cromwells Herrschaft, schienen sie fast gänzlich aufgehört zu haben.

Aber als dann Karl der Zweite auf den Thron kam, begannen unter diesem lustigen König sofort die Vergnügungen aller Art wieder, besonders auch das Wettrennen. Auch Karl der Zweite stiftete alljährlich einen goldenen Becher als Ehrenpreis für den Hauptsieger. Die alten, von uns genannten Rennplätze wurden in späterer Zeit aufgegeben; man wählte andere und größere zu Epsom, Derby und Newmarket.

Ueberschätzung.

„Deine Verlobung ist zurückgegangen und Du sagtest doch immer, Du hättest Deine Braut so hoch geschätzt?"

„Zu hoch, mein Lieber, zu hoch!"

Guter Grund.

Patient: „Was? Zwei Dollars für jeden Besuch, das ist aber theuer!"

Doktor: „Das ist mein gewöhnlicher Preis."

Patient: „Ja, aber für mich könnten Sie es schon billiger machen, ich habe ja die Influenza in diese Gegend gebracht."

Profitabel.

A.: „Du bist doch Schriftsteller, wenn ich mich recht erinnere? Schaut denn bei diesem Berufe etwas heraus?"

B.: „O ja, — der Ellenbogen aus dem zerrissenen Aermel!"

Nach Hause.

Skizze von Nic Wolff.

Ein schweres Brot das in den Bergwerken Nord-Böhmens. Marcel Jasinski richtete sich schweißtriefend in dem engen Stollen empor, ließ sein Handwerkszeug am Ort und strebte rückwärts nach der Einfahrtsstelle. Dort war zwar der Himmel auch nicht zu erblicken, aber die Luft war doch weniger drückend und ringsum standen einige Kisten, auf die man sich wenigstens setzen konnte. Marcel kaute an seinem Frühstück. Wenige Tage noch, dann war's mit der Arbeit in diesem finsteren, lebensgefährlichen Loche zu Ende; er hatte da oben sein Sparkassenbuch mit einigen hundert Kronen und so und so viel Hellern. Wenn er das Geld abhob, war er daheim in Sodzorge ein reicher Mann, da kam er gleich nach dem Gemeindevorstand.

Marcel legte sein Brot beiseite und gab sich süßen Träumen hin. Sechs Jahre waren es nun schon her, daß er seinen Eltern und Geschwistern Lebewohl gesagt hatte, um in die weite Welt zu ziehen und durch mühsame Arbeit sein Brot zu verdienen. Und wie hatte er gearbeitet . . ., alle Wetter, wenn er nicht von so kräftiger Art gewesen wäre, hätte er die Strapazen wohl nicht ausgehalten. Als Jüngling hatte er das Vaterhaus verlassen, jetzt war er ein gereifter Mann und noch dazu einer, der über Vermögen verfügte. Nun, für sein Geld wollte er sich eine Parzelle Land kaufen, Gutsbesitzer wollte er werden. Das würde eine Freude geben, wenn er zurückkehrte! Der Vater würde ihn segnen, die Mutter die fetteste Gans aus dem Stalle holen und die Geschwister würden ihn vergöttern ob der Geschenke, die er ihnen mitbringen wollte. Und die Mädel im Dorfe, — oh, die würden Augen machen, wenn er sich Sonntags im Kreise seiner Schulfreunde zeigen würde. Und Abends beim Tanzen im Dorfkruge . . ., pah, da konnte er sich einfach die Schönste aussuchen. Aber das war ja gar nicht nothwendig, denn er hatte seine Wahl getroffen, und Josefa war die Beste von allen. Die hatte er schon gern gehabt, als beide kaum der Schule entwachsen waren. Und wie oft hatte die ihm tausend Grüße und noch mehr in die Fremde nachgesandt! Da wäre er ja ein ganz schlechter Kerl, wenn er anderswo Umschau gehalten hätte. Also fertig, abgemacht, basta, — er hebt sein Spargeld ab, reist nach Hause, heirathet Josefa, wird Gutsbesitzer . . . das würde ein Leben werden, — besser konnte es im Himmel auch nicht sein.

„Halloh, Marcel," riß ihn eine rauhe Stimme aus seinen Träumen, „wo steckst Du denn eigentlich?"

„Na, siehst Du mich denn nicht?" rief er, „ich sitze hier und frühstücke."

An der Biegung blinkte ein Lichtschein auf und bald näherte sich ein anderer Bergmann pustend und schwer Athem holend.

„Der Satan soll diese heillosen Pferdeknechte holen," raisonnirte der.

„Aber so sei doch friedlich," mahnte Marcel.

„Soll man friedlich sein," knurrte Marcels Landsmann, der Häuer Andreas Lenski, „aber die Kerls laufen rum wie im Schlafe. Schon wieder sind drei Wagen aus den Geleisen gerutscht. Ich mußte die Kohlen ausladen und die Wagen auf die Schienen bringen. Das ist keine kleine Arbeit. Ich schwitze und die Burschen stehen dabei und pfeifen den neuesten Gassenhauer."

„Na, laß sie," meinte Marcel, „die Burschen verstehen es nicht besser. Aber jetzt habe ich mich genug ausgeruht, Du kannst Dich auf meinen Platz setzen. Ich gehe wieder vor Ort und werde noch ein Sprengloch bohren."

„Sei ja vorsichtig da hinten," mahnte Andreas, „es schien mir vorhin, als ob die Stützen etwas wackelig wären. Der reichliche Regen der letzten Wochen hat die Kiesschicht außerordentlich schwer gemacht. Wenn die Stützen brechen, ist's aus mit Dir."

„Ach was," lachte Marcel, „Du siehst zu schwarz, so schlimm wird es nicht gleich werden. Ich habe schon vorhin die Hammerprobe gemacht. Es ist nichts zu befürchten."

Marcel befestigte seine Grubenlampe am Leibgurt, nahm sein Arbeitszeug und begab sich vor Ort. Das Wasser sickerte an den Kohlenwänden herunter, die vor Nässe trieften. Von Zeit zu Zeit ging ein Bersten durch die Plätze, aber das war nichts Ungewöhnliches. Dieses Knattern in den oberen Schichten, dieses eigenthümliche Rauschen von unsichtbaren Gewässern war zu jeder Zeit in jedem Bergwerk zu hören. Marcel ließ seinen Hammer gegen die oberste Kohlenschicht fallen; es gab einen hellen, klaren Klang. Da somit jede Gefahr ausgeschlossen schien, kniete Marcel auf den patschigen Boden, nahm den Eisenstock und begann diesen mit kräftigen Schlägen in die Kohlenwand zu treiben. Eine Dynamitpatrone hatte er sorglich zur Seite gelegt.

Die ersten Schläge dröhnten dumpf an das Ohr des Arbeitenden. Bald aber kam es ihm vor, als ob jeder Schlag ein lautes Echo hervorrufen würde, schließlich hörte er ganz deutlich, wie es zwischen den schwarzen Pfeilern, welche die oberen Stockwerke hielten, hervorschallte: „Nach Hause, nach Hause!"

Trieb er den Bohrer in den Kohlenblock, so quitschte es: „Nach Hause, nach Hause!" und je eifriger er arbeitete, desto öfter vernahm er den Mahnruf: „Nach Hause, nach Hause!"

Marcel ließ den schweren Hammer sinken und horche aufmerksam in die Finsterniß hinaus. Außer dem regelmäßigen Niederklatschen der Wassertropfen war kein Laut zu verspüren. Die aufgeregten Sinne Marcels beruhigten sich. Doch, — es war nichts. Nun wollte er noch das letzte Loch ausbohren, die letzte Patrone hineinlegen . . ., dann hatte er seine Arbeit in der unheimlichen Kohlengrube vollendet und damit sein trauriges Leben in der Fremde abgeschlossen. Schon morgen wollte er sich verabschieden und die Heimfahrt antreten.

Kräftig holte er mit dem schweren Hammer aus, eben wollte er ihn niedersausen lassen . . ., da kam es ihm so vor, als ob da hinten aus dem schon abgebauten Stollen dort, wo nur noch vier Pfeiler das Gewölbe tragen, ein bösartiger Widerhall ertönte: „Nach Hause, nach Hause!" Und denselben Widerruf gab auch die Kohlenwand wieder, an welcher er arbeitete.

„Unsinn!" brummte Marcel, „ich bin doch kein altes Weib, das sich von jedem Geräusch ins Bockshorn jagen läßt. Immer feste drauf —" und klirrend sauste der Hammer nieder, den Bohrer ein ganzes Stück in die Kohle hineintreibend. Noch zehn, zwölf Schläge . . . jeder Schlag führte ihn eine Strecke weiter in die Heimath, jede Drehung des Bohrers brachte ihn seiner Familie näher.

Das Grubenlicht flackerte unruhig hin und her, sein Schein nahm eine gelbliche Färbung an, es schien verlöschen zu wollen. Marcel hielt einen Augenblick mit seiner Arbeit inne. Es war doch sonderbar: das Getöse im abgebauten Schacht und jetzt die Lampe . . . . Er wollte der Sicherheit halber noch mal nachsehen. Er ließ den Hammer sinken, streckte den Arm aus, — aber ehe er noch die Lampe ergreifen konnte, war es, als ob eine überirdische Gestalt ihn an den Schultern packte. Der Hammer polterte zu Boden, die Lampe leuchtete noch einmal hoch auf, dann wurde es schwarz vor Marcels Augen und ein furchtbares Brausen schallte an seine Ohren. Er wollte aufspringen — er vermochte es nicht, er wollte Andreas um Hilfe anrufen, — er brachte keinen Ton hervor, die Kehle war ihm wie ausgedörrt. Ein Luftdruck, dem er keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochte, drückte ihn an das feuchte Kohlenlager. Noch einmal blinkte ein Lampenschein durch die Finsterniß, ein rollendes Getöse machte den Laden erzittern, die Holzstützen splitterten rechts und links wie Streichhölzer auseinander und die oberen Lager senkten sich mehr und mehr hernieder. Zuerst langsam, wie drohende Wolken, dann immer schneller, und endlich knatternd und prasselnd, alles zermalmend, was ihnen im Wege stand.

Marcel nahm all seine Kräfte zusammen, er sprang zur Seite, während rings um ihn das Gestein herniedersauste . . . Dem Donnergepolter folgte das Herabrieseln von Sandbuchen, das Aechzen und Stöhnen der zusammengepreßten Bretter-Schalungen, dann Todtenstille — —

Als sich Marcell von seiner Betäubung etwas erholt hatte, versuchte er, zu athmen. Dem Himmel sei Dank, seine Brust war unversehrt. Auch Kopf, Arme und Beine vermochte er zu bewegen. Aber als er den Versuch machte, sich etwas emporzurichten, stieß er mit dem Kopf an eine Kohlenmauer. Er tastete nach vorn, nach rechts, nach links: wohin er auch fühlen mochte, Kohle und wieder Kohle, steinharte, felsenfeste Kohle. Er fühlte, wie ihm der Angstschweiß in großen Tropfen von der Stirn perlte, wie sich seine Haare sträubten — — — wenn ihm keine Hilfe wurde, war er lebendig begraben. Noch hatte er seine Gedanken nicht vollständig zusammen, aber es kam ihm doch so vor, als ob er Geisterstimmen vernähme:

„Nach Hause, nach Hause!"

Ein Kohlenklumpen, der zwischen den Balken eingeklemmt gewesen war, schlug mit dumpfem Krach auf das Brett, welches gleich eine Dach schräg über seinem Kopf festgeklemmt war, es war ihm, als ob der Klumpen auf seinen Kopf gefallen wäre. Er hörte das Klopfen seines Herzens in unregelmäßigen Schlägen, er stieß einen Hilferuf aus, aber die ihn umgebenden Kohlenmassen erstickten den Laut seiner Stimme. Noch einmal zitterte es von seinen Lippen: „Nach Hause, nach Hause!" — dann krampften sich seine Finger zusammen, seine Augen verglasten und er sank in eine dem Tode ähnliche Ohnmacht . . . .

Sechsunddreißig Stunden hatten die Rettungs-Mannschaften ohne Unterlaß gearbeitet. Zuerst waren sie auf Andreas gestoßen, er lag mit zerschmettertem Bein neben der Frühstückskiste, aber noch war das Leben nicht aus ihm entflohen. Dann fand man auch Marcel eingeklemmt, da er kein Glied zu rühren vermochte. Zwei Tage lag er besinnungslos im Knappschafts-Lazarett, und als er die Augen wieder aufschlug und verständnißlos auf seine Umgebung blickte, stöhnte er kaum vernehmlich:

„Nach Hause, nach Hause!"

Schleichendes Gift.

Ein Schlafzimmer, in dem auch nur zwei bis drei Personen bei verschlossenen Fenstern die Nacht verbringen, ist am Morgen mit Kohlensäure geschwängert — es wundern sich so manche Leute, daß sie morgens mit „eingenommenem" Kopf aufwachen und merken nicht, daß das von dem Schlafen in ungenügend erneuerter Luft kommt — nun denke man sich gar ein Zimmer, in dem eine ganze Familie wohnt, arbeitet, schläft, und in dem womöglich noch gekocht wird — im Winter wegen der Wärme, im Sommer wegen der Hitze und der Fliegen bei geschlossenen Fenstern! Daher rührt es zum großen Theil, daß die Frauen der unteren Stände so schnell verblühen, und nach der Geburt von einem bis zwei Kindern schon wie alte Frauen aussehen, noch dazu bleich und abgezehrt; ihre Männer sind wenigstens den Tag über in anderer Luft, sie aber halten sich mit geringen Unterbrechungen Tag und Nacht in dieser Atmosphäre auf, die man nicht besser bezeichnen kann, als mit dem Ausdruck: Schleichendes Gift! Ein altes Sprüchwort sagt nicht umsonst: „Oeffnet die Fenster in eurem Haus, so fliegen Apotheker und Arzt hinaus."

Ehrenrettung der Automobile.

Daß die Automobile zu den furchtbarsten Mordinstrumenten gehören, die man sich denken kann, will der Londoner Automobil-Club nicht zugeben. Ruhig und energisch, wie es nur ein englischer Club vermag, streitet er Alles ab und erwartet den Gegenbeweis. Er beruft sich auf die Statistik und erklärt einfach, daß in London gerade die langsamen fahrenden Wagen die gefährlichsten seien. So sollen zum Beispiel durch die Roll- und Möbelwagen durchschnittlich 70 Personen im Jahr getödtet werden, durch gewöhnliche Wagen 43, durch Droschken und Omnibusse 17, durch Zwei- und Dreiräder 4, durch Autos dagegen nur 1 — sage und schreibe eine Person! Die einzig dringende Reform wäre also, so erklärt der Auto-Club ganz ernsthaft, die behördliche Regelung der Fahrgeschwindigkeit der Roll- und Möbelwagen! Der Witz ist gar nicht übel.

Treffende Antwort.

Frau: „Können Sie wirklich gut kochen?"

Köchin: „Vin mor können S' 'was lernen, Madam!"

Herausgeplatzt.

Sie: „Jetzt werde ich Klavier spielen, und Du wirst zuhören."

Er: „Ja Du willst immer das leichtere."

Gefährlicher.

„Ich habe mein Leben schon in zwei Pistolenduellen riskirt."

„Pah, ich habe eine Automobilwettfahrt mitgemacht."

Nicht anders denkbar.

Professorsgattin (als der Gatte mit dem Schirm nach Hause kommt): „Na, das ist Dir doch nur in der Zerstreutheit passirt!"

Schlau.

A.: „Warum küßt Du denn immer Deinen Mann so zärtlich, wenn er Mittags nach Hause kommt?"

B.: „Ja, damit ich erfahre, ob er wieder zum Frühschoppen war."

Sehr sparsam.

Junger Mann: „Und ist Ihr Fräulein Tochter auch sparsam?"

Mutter (des Mädchens): „Das will ich meinen, wissen Sie, die salzt nicht einmal das Butterbrot, das sie ißt, aus Sparsamkeit."

Malitiös.

Junger Dichter: „Ich kann Ihnen versichern, mein Fräulein, daß ich zumeist in der Nacht dichte."

Fräulein: „Ah, da haben Sie wahrscheinlich so verworrene Träume."

Kasernenhofblüthe.

Unteroffizier: „Kerls, wenn Ihr den Parademarsch vor Sr. Majestät exakt ausführt, könnt Ihr nie wieder ganz unglücklich werden!"

Jeder hat sein Päckchen.

Erster Ehemann: „Wenn meine Frau Flügel hätte, wäre sie ein Engel!"

Zweiter Ehemann: „Und meine wäre ein Engel, wenn sie keinen Flügel hätte!"

Mißverständniß.

„Auf dieser Burg haben einstmals meine Vorfahren gesessen."

„So? Was hatten die denn verbrochen?"

Der Sorgenbrecher.

„Daß Sie aber alle Tage beim Weine sitzen!"

„Ich bitt' Sie, ich komm' aus den Sorgen gar nicht heraus."